



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Frans de Waal

DER UNTERSCHIED

**Was wir von Primaten
über Gender lernen können**

**Aus dem Englischen von
Claudia Arlinghaus**

**Mit Zeichnungen und
Fotografien des Autors**

Klett-Cotta

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel:

»Different. Gender through the Eyes of a Primatologist«

im Verlag W. W. Norton & Co., New York, London 2022

© Frans de Waal 2022

Für die deutsche Ausgabe

© 2022 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Alle Zeichnungen und Fotografien stammen, sofern nicht anders angegeben,
von Frans de Waal

Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg

Unter Verwendung einer Abbildung von © Shutterstock/seasonweb, David Carillet

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-98639-6

E-Book ISBN 978-3-608-11932-9

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für Catherine, die für mich
den ganzen Unterschied macht

INHALT

	Einführung	9
1	SPIELZEUG	
	Wie Jungen, Mädchen und andere Primaten spielen	31
2	GENDER: DAS SOZIALE GESCHLECHT	
	Identität und Selbstsozialisation	56
3	SECHS BRÜDER	
	Kindheit unter Brüdern in den Niederlanden	86
4	KEIN GUTER VERGLEICH	
	Primaten: Doch keine reinen Patriarchen	113
5	SCHWESTERNSCHAFTEN BEI DEN BONOBO	
	Noch einmal: Der zärtliche Menschenaffe	140
6	SEXUALSIGNAL	
	Genitalien, Gesichter und Geschmäcker	170
7	DIE FRAGE DER PARTNERWAHL	
	Die keusche Frau – ein Märchen!	197

8	GEWALT	
	Vergewaltigung, Mord und Kriegsgewalt	230
9	ALPHAMÄNNER UND ALPHAFRAUEN	
	Der Unterschied zwischen Dominanz und Macht	260
10	DEN FRIEDEN WAHREN	
	Gleichgeschlechtliche Rivalität, Freundschaft, Kooperation	295
11	AUFZUCHT	
	Mütterliche und väterliche Fürsorge für den Nachwuchs	331
12	GLEICHGESCHLECHTLICHER SEX	
	Tiere unter der Regenbogenfahne	368
13	DAS PROBLEM MIT DEM DUALISMUS	
	Geist, Gehirn und Körper im Zusammenspiel	396
	ANHANG	
	Danksagung	413
	Literatur	416
	Anmerkungen	452
	Der Autor	470
	Register	472

EINFÜHRUNG

Der traurigste Tag meines Arbeitslebens begann mit einem Telefonanruf. Zwei Rivalen hatten meinem Lieblingsschimpanse lebensbedrohliche Verletzungen zugefügt. Ich sprang auf mein Rad und raste zum Koninklijke Burgers Zoo, wo ich Luit in einer Blutlache sitzend vorfand, den Kopf mutlos gegen die Gitterstäbe seines Nachtkäfigs gelehnt. Als ich dem sonst so stolzen und zurückhaltenden Schimpanse¹ über den Kopf strich, seufzte er zutiefst. Niemand konnte ihm mehr helfen, noch am selben Tag erlag er auf dem OP-Tisch seinen Verletzungen.

Die Rivalität zwischen Schimpansemännern kann derart heftige Züge annehmen, dass sie sich gegenseitig umbringen, und dies nicht nur im Zoo. Inzwischen ist in rund einem Dutzend Berichten bezeugt, wie ranghohe Schimpansen in freier Wildbahn Opfer solcher Machtkämpfe wurden. Beim Gerangel um die Spitzenposition sind Schimpansemänner Opportunisten; sie verbünden und entzweien sich, sie betrügen einander und hecken gemeinsam Angriffe aus. Und sie gehen tatsächlich planvoll vor: Es war kein Zufall, dass die Attacke auf Luit ausgerechnet in dem Innenquartier erfolgte, in dem er und zwei weitere erwachsene Schimpansen – wie immer vom Rest der Gruppe isoliert – die Nacht verbrachten. Draußen auf der weitläufigen, baumbestandenen Insel, auf der die weltweit bekannteste Schimpansenkolonie ihre Heimat hat, wäre die Angelegenheit wo-

möglich ganz anders ausgegangen, denn Schimpansenfrauen schreiten, ohne zu zögern, ein, wenn männliche Rivalen aneinandergeraten. Auch wenn es der Alphafrau Mama nicht möglich war, die Männer von ihren Ränkespielen abzuhalten, zog sie beim Blutvergießen eine klare Linie. Wäre sie in jener Nacht dabei gewesen, hätte sie zweifellos zusammen mit ihren Verbündeten eingegriffen.

Luits viel zu früher Tod ging mir unwahrscheinlich nah. Er war ein so verträglicher Gesell gewesen, hatte als Anführer für Frieden und Harmonie gesorgt. Hinzu kam meine grenzenlose Enttäuschung: Bislang war jeder Kampf, dessen Zeuge ich geworden war, in eine Aussöhnung gemündet. Immer hatten die Rivalen einander nach ihrem Geplänkel umarmt und geküsst; es war ihnen immer gelungen, ihren Streit beizulegen. Dachte ich jedenfalls. Erwachsene Schimpansenmänner gehen die meiste Zeit freundschaftlich miteinander um, sie betreiben gegenseitige Fellpflege und raufen spielerisch. Diese verhängnisvolle Attacke aber zeigte mir, dass die Situation auch einmal außer Kontrolle geraten konnte – und dass genau dieselben Individuen, die sich über einen langen Zeitraum vertrugen, in der Lage waren, mit Absicht einen aus ihrer Mitte zu töten. Feldforscher haben Überfälle in der Natur ganz ähnlich beschrieben. Dabei war offenbar genügend Planung im Spiel, dass man von »Mord« sprechen darf.

Die starken Aggressionen der männlichen Schimpansen haben ein Pendant bei der weiblichen Fraktion, allerdings unter völlig anderen Vorzeichen. Kein Schimpansenmann, und sei er noch so stark, würde es wagen, einem Schimpansenkind auch nur das kleinste Haar zu krümmen: Er weiß genau, dass die Mutter zur Furie würde. Nichts und niemand ist einer Affenmutter gewachsen, die für ihren Nachwuchs kämpft; nicht einmal ihre eigene Haut würde sie mit solcher Vehemenz verteidigen. Der mütterliche Schutzinstinkt ist eine so universelle Eigenschaft der Säugetiere, dass er zu Scherzen taugt; so beschrieb sich etwa Sarah Palin als »Grizzly-Mama«, als sie im Jahr 2008 für den Posten der Vizepräsidentin der USA kandidierte. Gary Larson spielt mit demselben Wissen, wenn er in einem Cartoon

einen Büroangestellten einen Fahrstuhl betreten lässt, in dem sich ein großer und ein kleiner Bär befinden: »In Gedanken längst bei der Arbeit, stieg Conroy in den Aufzug, wobei er zwischen eine Grizzlybärin und ihr Junges geriet. Die Tragödie war unvermeidlich.«

Von den *fandi* – den Elefantenfängern, die im thailändischen Dschungel wilde Elefanten nach alter Tradition mit Seilen zu fangen pflegten, um diese für Rückarbeiten zu zähmen – weiß man, dass ihre größte Angst nicht den großen Bullen galt: Trotz seiner Stoßzähne stellt ein Elefantenbulle eine geringere Gefahr dar als eine Mutterkuh, die in Hörweite ist, wenn ihr junges Kalb bei der Treibjagd in die Seile der Menschen gerät. Etliche *fandi* sind früher bei ihrer Arbeit ums Leben gekommen.²

Wie konsequent sich eine Mutter für das Wohl ihrer Kinder einsetzt, ist auch bei der menschlichen Spezies so vorhersagbar, dass sich bereits der alttestamentarische König Salomo für eine Urteilsfindung darauf verließ. Einst kamen zwei Frauen zu ihm, die sich um einen Säugling stritten – beide behaupteten, die Mutter zu sein. Also ließ der König sein Schwert bringen und schlug den Frauen vor, er werde das Kind entzweihauen und jeder von ihnen eine Hälfte geben. Während die eine Frau das Urteil akzeptierte, schrie die andere laut auf und flehte ihn an, das Kind der anderen Frau zu überlassen. Hieran erkannte Salomo die wahre Mutter. Auch die britische Kriminal-schriftstellerin Agatha Christie fand für diese Beschützerrolle Worte: »Die Liebe einer Mutter zu ihrem Kind ist so stark wie nichts anderes in der Welt. Sie kennt keine Gesetze, kein Mitleid, sie wagt alles und tritt rücksichtslos alles nieder, was ihr im Wege steht.«³

Mütter, die sich schützend vor ihre Kinder stellen, haben unsere Bewunderung; von männlicher Kampflost hingegen halten wir eher wenig. Junge wie erwachsene Männer provozieren gern einmal eine Auseinandersetzung; sie kehren den Macker heraus, halten ihre empfindsame Seite tunlichst verborgen und fordern Gefahr regelrecht heraus. Nicht alle können sich mit solchem Verhalten anfreunden, und auch in der Fachwelt findet der eine oder die andere etwas daran

auszusetzen. Wenn es heißt, die »traditionelle Männlichkeitsideologie« leiste dem Verhalten der Männer Vorschub, ist dies kaum als Kompliment gemeint. In einer 2018 herausgegebenen Richtlinie sprach die American Psychological Association (APA) davon, eben diese Ideologie habe die »Ablehnung von Femininität und eine Vermeidung jeglichen Anscheins von Schwäche« zum Kern, gepaart mit »Leistungsdenken und einem Hang zu Abenteuer, Risiko und Gewaltbereitschaft«. Der Versuch der APA, Männer vor einer solchen Ideologie zu bewahren, ließ die Debatte um »toxische Männlichkeit« neu aufleben und löste mit ihrer pauschalen Ablehnung typisch männlicher Verhaltensweisen zugleich heftige Gegenreaktionen aus.⁴

Warum männliche und weibliche Aggressivität so unterschiedlich beurteilt werden, liegt auf der Hand: Nur die männliche Ausprägung sorgt für Unruhe in der Gemeinschaft. Ich will Rivalität unter Männern nicht als unschuldigen Zeitvertreib hinstellen, dafür war Luits Tod wirklich zu entsetzlich. Der Behauptung aber, solche Rivalität sei ideologischen Ursprungs, liegt eine gewaltige Annahme zugrunde, nämlich die, dass wir Menschen unser Verhalten eigenständig prägen und bestimmen. Doch sollte es sich in dem Fall nicht deutlich von dem anderer Spezies unterscheiden? Das tut es kaum: Bei den meisten Säugetierarten sind die männlichen Tiere auf Macht oder Territorium fixiert, die weiblichen auf den Schutz ihres Nachwuchses. Ob uns diese Verhaltensmuster gefallen oder nicht – wie sie entstanden sind, dürfte offensichtlich sein: Für beide Geschlechter erhöhen sie die Aussichten, die eigenen Gene möglichst erfolgreich weiterzugeben.

Ideologie hat damit herzlich wenig zu tun.

Egal, ob wir Tiere oder Menschen in den Blick nehmen – fast alle Genderdebatten kreisen um Fragen, die sich aus den Verhaltensunterschieden der biologischen Geschlechter ergeben: Sind die charakteristischen Verhaltensmuster von Männern und Frauen natürlich oder künstlich bedingt? Wie sehr unterscheiden sie sich tatsächlich? Und gibt es lediglich zwei soziale Geschlechter, oder gibt es mehr?

Doch bevor ich tiefer in diese Thematik einsteige, möchte ich erklären, warum sie mich interessiert und wo ich selbst stehe. Es liegt nicht in meiner Absicht, menschliche Geschlechterrollen oder -verhältnisse zu rechtfertigen, indem ich mich auf unsere Primatenverwandtschaft berufe; auch bin ich nicht der Meinung, alles sei gut so, wie es ist. Mir ist klar, dass die Geschlechterhierarchie bis heute eine Tatsache ist, und zwar seit Menschengedenken. Wie in nahezu allen Gesellschaften ziehen dabei auch in den unseren, westlichen die Frauen den Kürzeren. Jede kleine Verbesserung ist hart erkämpft, vom Recht auf Bildung bis zum Wahlrecht, von der Legalisierung der Abtreibung bis hin zu gleichem Geld für gleiche Arbeit. Und das sind keine Kleinigkeiten. Manche dieser Rechte konnten sich die Frauen erst vor Kurzem sichern, andere stoßen noch immer auf Widerstand, und ein Teil der erstrittenen Rechte steht erneut massiv unter Beschuss. All dies ist in meinen Augen höchst ungerecht. Ich sehe mich als Feministen.

Die Abqualifizierung naturgegebener weiblicher Fähigkeiten hat in der westlichen Welt eine lange Tradition, mindestens zwei Jahrtausende reicht diese zurück. Seit jeher wurde fehlende Geschlechtergleichheit mit abwertenden Argumenten gerechtfertigt. So vertrat der deutsche Philosoph Arthur Schopenhauer im 19. Jahrhundert die Auffassung, Frauen blieben »ihr Leben lang Kinder«, nämlich in der Gegenwart befangen, während Männer über die Fähigkeit des Vorausdenkens verfügten.⁵ Er stand damit unter den deutschen Philosophen nicht allein da – bei Georg Wilhelm Friedrich Hegel hieß es: »Das Tier entspricht mehr dem Charakter des Mannes, die Pflanze mehr dem der Frau.«⁶ Was auch immer Hegel damit sagen wollte – die britische Moralphilosophin Mary Midgley bringt es in folgender Formel auf den Punkt: In Bezug auf Frauen haben die klugen Köpfe der westlichen Welt außerordentlich unkluge Überlegungen angestellt. Ausgerechnet hier schienen sich ausnahmsweise alle einig: »Themen, bei denen Freud, Nietzsche, Rousseau und Schopenhauer nicht nur miteinander, sondern darüber hinaus mit Aristoteles, dem

Apostel Paulus und Thomas von Aquin von Herzen übereinstimmen, dürften ausgesprochen selten sein; ihre Frauenbilder allerdings sind einander äußerst ähnlich.«⁷

Selbst mein geliebter Charles Darwin blieb im Trend. Entsprechend äußerte er sich in einem Brief an die amerikanische Frauenrechtlerin Caroline Kennard: »In Anbetracht der Vererbungsgesetze dürfte es [den Frauen], so scheint mir, schwerfallen, dem Manne intellektuell ebenbürtig zu werden.«⁸

Und all dies zu einer Zeit, da sich die angeblichen intellektuellen Diskrepanzen allein schon durch ungleiche Bildungschancen erklären ließen. Was Darwins »Vererbungsgesetze« betrifft, kann ich nur sagen: Meine gesamte Karriere habe ich dem Studium tierischer Intelligenz gewidmet, und doch konnte ich nicht ein einziges Mal einen derartigen Unterschied zwischen den Geschlechtern feststellen. Bei beiden finden sich geniale und weniger geniale Individuen; in Hunderten Studien haben weder ich noch andere Forschende irgendwelche »Intelligenzlücken« aufgezeigt. Während das *Verhalten* männlicher und weiblicher Primaten reichlich Unterschiede aufweist, können sich ihre *geistigen Fähigkeiten* nur wechselseitig aufeinander einwirkend entwickelt haben. Auch bei unserer eigenen Spezies lassen sich kognitive Areale, die traditionell nur Männern oder nur Frauen zugeschrieben werden, wie etwa die Begabung für Mathematik, nicht mehr nach Geschlechtern differenzieren, sobald die Anzahl der Testpersonen ausreichend groß ist.⁹ Die These, ein Geschlecht sei dem anderen geistig überlegen, lässt sich mit modernen wissenschaftlichen Methoden nicht belegen.

Ebenfalls auszuräumen wäre eine verbreitete stereotype Darstellung unserer Primatenverwandtschaft, die noch immer als Rechtfertigung für diverse Arten der Ungleichbehandlung innerhalb der menschlichen Gesellschaft herangezogen wird. Nach allgemeiner Überzeugung »besitzt« ein Affenchef »seine« Weibchen, die ihr Leben damit zubringen, Nachwuchs zu gebären und seinen Befehlen zu gehorchen. Hauptinspiration für diese Sichtweise war eine inzwi-

schen hundert Jahre zurückliegende Pavianstudie, die – wie ich zeigen werde – gravierende Mängel aufwies und darüber hinaus eine zweifelhafte Metaphorik hervorgebracht hat.¹⁰ Leider setzte sich diese Sicht im öffentlichen Gedächtnis derart hartnäckig fest, dass sämtliche seither gewonnenen gegenteiligen Erkenntnisse sie nicht aus der Welt schaffen konnten. Dass die männliche Vorherrschaft einer natürlichen Ordnung der Dinge entspreche, trugen zahllose populäre Autoren des zwanzigsten Jahrhunderts weiter, und noch 2002 erklärte der amerikanische Psychiater Arnold Ludwig in seinem Buch *King of the Mountain*:

Die meisten Menschen sind durch die Natur, ihre Psyche und ihr Umfeld dahingehend programmiert, dass sie ein Bedürfnis nach einem einzelnen dominanten Mann empfinden, der ihr Leben in der Gemeinschaft regiert. Und diese Programmierung deckt sich ziemlich genau mit der Art und Weise, wie sich die Gesellschaften nahezu aller Höheren Primaten organisieren.¹¹

Ich möchte hier unter anderem dem Glauben an den obligaten männlichen Herrn und Gebieter ein Ende bereiten. Die Studie, die zu diesem Irrglauben Anlass gab, befasste sich mit Pavianen, einer Primatenspezies, der der Mensch nicht sonderlich nahesteht. Die Gattung Mensch gehört zur Familie der Menschenaffen, die einige wenige Arten großer, schwanzloser Primaten umfasst; die Paviane hingegen zählen zu den Meerkatzenverwandten. Nehmen wir nun die Menschenaffen als unsere nächsten Verwandten genauer in Augenschein, so ergibt sich ein deutlich differenzierteres Bild – eines, in dem die Männer weniger Kontrolle ausüben, als viele meinen.

Auch wenn männliche Primaten gern einmal ihre Artgenossen schikanieren, sollte man sich im Klaren sein, dass ihre Aggressivität und überlegene Körpergröße nicht dem Zweck dienen, die weiblichen Gruppenmitglieder zu unterwerfen. In ihrem Leben geht es um

ganz andere Dinge. Die Größe der weiblichen Menschenaffen ist aus ökologischer Sicht perfekt: Ihre Körper sind optimiert im Hinblick auf ihre Ernährungsweise, auf die von ihnen zurückgelegten Wegstrecken, auf die Zahl ihrer Nachkommen und auf die Raubtiere, die ihnen nachstellen. Dass der Körperbau ihrer männlichen Artgenossen von diesem Ideal abweicht, ist ebenfalls ein Ergebnis der Evolution, denn so steigen ihre Chancen beim Kampf Mann gegen Mann.¹² Hier gilt: Je intensiver der Wettbewerb, desto imposanter die Körpermerkmale. Männliche Gorillas beispielsweise sind doppelt so groß wie weibliche. Ihre Auseinandersetzungen haben nur einen einzigen Zweck: Sich weiblichen Gruppenangehörigen nähern zu dürfen, um sich schließlich mit diesen zu paaren – niemals aber, ihnen Schaden zuzufügen oder Nahrung wegzunehmen. Tatsächlich leben die meisten weiblichen Primaten sehr autonom, sie verbringen den Tag mit Nahrungssuche und im sozialen Miteinander. Dabei sind die männlichen Gruppenmitglieder für sie ziemlich nebensächlich. Eine typische Primatengesellschaft regelt sich im Wesentlichen über weibliche Familienbande, wobei ältere Matriarchinnen das Sagen haben.

Reflexhafte Rollenbilder spiegelt auch der Kinofilm *Der König der Löwen*. Der Zeichentrickfilm stellt den männlichen Löwen als den Herrscher dar – schließlich können sich die wenigsten Menschen ein Königreich anders vorstellen. Die Mutter des Junglöwen Simba, der der nächste König werden soll, spielt im ganzen Film so gut wie keine Rolle. Doch obwohl bei den Löwen das männliche Tier tatsächlich größer und stärker ist als das weibliche, kommt ihm in der Natur keine zentrale Rolle im Rudel zu. Ein Löwenrudel ist im Grunde eine Schwesternschaft, die Jagd und die Aufzucht der Jungen fallen überwiegend den Löwinnen zu. Der männliche Löwe wiederum bleibt zwei, drei Jahre beim Rudel, bis ihn ein Rivale vertreibt. Der weltweit führende Löwenexperte Craig Packer formuliert es so: »Die Löwinnen stehen im Mittelpunkt, sie halten das Rudel zusammen. Die männlichen Tiere kommen und gehen.«¹³

Wenn populäre Medien uns Menschen mit anderen Spezies ver-

gleichen, zeichnen sie gern ein rein oberflächliches Bild. Die weniger offensichtliche Wahrheit kann völlig anders aussehen. Hier können tatsächlich deutliche Geschlechterunterschiede aufscheinen, wenn auch nicht unbedingt die, die wir erwarten. Darüber hinaus verfügen viele Primaten über verschiedene *Potenziale*, wie ich es nenne – Fähigkeiten, die selten genutzt werden oder aber eher unauffällig bleiben. Ein gutes Beispiel ist das Matriarchat, wie es sich in der langjährigen Alphafrau im Burgers Zoo manifestierte, über die ich in meinem vorherigen Buch *Mamas letzte Umarmung* schrieb. Mama spielte im sozialen Leben dieser Gruppe eine absolut zentrale Rolle, auch wenn – nach dem Ausgang ihrer physischen Auseinandersetzungen zu urteilen – die ranghöchsten Männer über ihr standen. Auch der älteste der Schimpansenmänner war diesen untergeordnet und doch genauso zentral wie Mama. Um zu verstehen, wie diese beiden Ältesten gemeinsam eine große Schimpansenkolonie organisierten, muss man – jenseits der körperlichen Überlegenheit – erkennen, wer in der Gemeinschaft die wichtigen Entscheidungen trifft. Es gilt, zwischen politischer Macht und reiner körperlicher Dominanz zu unterscheiden. In der Welt der Menschen käme niemand auf die Idee, Macht mit Muskelkraft zu verwechseln, und dasselbe gilt für andere Primatengesellschaften.¹⁴

Ein weiteres verborgenes Potenzial ist die Fähigkeit männlicher Primaten, sich um Nachwuchs zu kümmern. Mitunter können wir einen Blick darauf erhaschen, etwa wenn ein Muttertier ums Leben gekommen ist und plötzlich ein Waisenkind nach Aufmerksamkeit wimmert. Man weiß von ausgewachsenen Schimpansenmännern in freier Wildbahn, die ein Kind adoptierten und sich rührend darum kümmerten, bisweilen über Jahre hinweg. Dann reduziert der Schimpanse sein Reisetempo, damit das Adoptivkind mithalten kann, er sucht nach ihm, wenn es verloren geht, und beschützt es gerade so, wie eine Mutter es täte. Da Wissenschaftler ihr Hauptaugenmerk gern auf typisches Verhalten richten, bleibt derartiges Potenzial oft eher unbeachtet. Doch angesichts der gegenwärtigen gesellschaftli-

chen Veränderungen, die die Fähigkeiten unserer eigenen Spezies bis in die Tiefe ausloten, könnte dies auch mit Bezug auf menschliche Geschlechterrollen aussagekräftig sein. Es gibt daher reichlich Grund zu schauen, was wir aus einem Vergleich mit anderen Primaten über uns selbst lernen können.¹⁵

Selbst wer die Rolle der Evolution anzweifelt und meint, für uns gälten diese Regeln nicht, wird in Bezug auf die natürliche Auslese eines nicht abstreiten können: Wir alle verdanken unser Leben Vorfahren, denen es gelang, zu überleben und sich fortzupflanzen. Dazu bekamen sie entweder selbst Kinder und zogen sie groß, oder sie halfen ihren Verwandten bei dieser Aufgabe. Von dieser Regel gibt es keine Ausnahme. Nur wer diesen Beitrag leistet, trägt zum Fortbestand seines Erbguts bei ...

Heute ist unsere Gesellschaft für ein Zurechtrücken der Geschlechterunterschiede in Sachen Macht und Privilegien bereit. Doch die Frauen können dies nicht im Alleingang schaffen. Die Geschlechterrollen sind dermaßen verquickt, dass sich Männer und Frauen zeitgleich ändern müssen. Zum Teil sind die Justierungen bereits im Gange. Die jüngere Generation macht manches bereits deutlich anders als die meine; so übernehmen Männer heute mehr Verantwortung bei der Kindererziehung, und Frauen dringen in männerdominierte Berufe vor. Doch damit es wirklich vorangeht, müssen die Männer mit an Bord. Regelmäßig stellen sich mir die Nackenhaare auf, wenn ich eine Verallgemeinerung höre wie etwa die, die Männer seien an allem schuld, was in der Welt schief läuft. Bestimmte Ausprägungen von Maskulinität als »toxisch« zu bezeichnen entspricht nicht meiner Vorstellung von Feminismus. Was hat man davon, eines der Geschlechter pauschal zu stigmatisieren? Da bin ich mit der amerikanischen Schauspielerin Meryl Streep einer Meinung, die dies als unangebracht bezeichnet: »Wenn wir von toxischer Männlichkeit sprechen, schaden wir unseren Jungs. Auch Frauen können verdammt toxisch sein. [...] Toxische Menschen gibt es auf beiden Seiten.«¹⁶

Bei den meisten alltäglichen Geschlechterungleichheiten lässt sich im Grunde nicht sagen, wie sie entstanden sind. Schließlich setzt unsere Kultur sowohl Männer als auch Frauen ständig unter Druck: Jeder soll bitte sehr tun, »was sich gehört«, und sich dabei an das halten, was als männlich oder weiblich gilt. Entstehen so Genderidentitäten, wirkt das soziale Geschlecht inzwischen stärker als das biologische? Das kann nicht die ganze Antwort sein. Andere Primaten sind unseren Gendernormen nicht unterworfen, und doch verhalten sie sich oft wie wir, und wir uns wie sie. Zwar mag auch ihr Verhalten sich an sozialen Normen orientieren, doch wären diese zwangsläufig von *ihrer*, nicht von unserer Kultur abgeleitet. Wahrscheinlicher ist, dass Parallelen zwischen ihrem und unserem Verhalten auf einen gemeinsamen biologischen Ursprung verweisen.

Andere Primaten halten uns den Spiegel vor – bei ihnen können wir Gender einmal in einem anderen Licht betrachten. Sie sind anders als wir, wir können uns mit ihnen vergleichen, ohne sie uns zum Vorbild zu nehmen. Diese Einschränkung mache ich ganz bewusst, denn Tatsachenbeschreibungen werden gern einmal als Forderung missverstanden. Eine Beschreibung anderer Primaten zur Kenntnis zu nehmen, ohne sich selbst dazu in Bezug zu setzen, fällt vielen Menschen schwer. Sie loben Primaten für Verhaltensweisen, die ihre Zustimmung finden, und reagieren aufgebracht oder entsetzt auf Dinge, die sie bei diesen nicht sehen wollen. Da ich mich mit zwei Menschenaffenarten beschäftige, deren Geschlechterbeziehungen gegensätzlicher nicht sein könnten, werde ich während meiner Vorträge regelmäßig Zeuge dieser unterschiedlichen Publikumsreflexe. Immer wieder reagieren die Leute, als wolle ich mit meinen Beschreibungen zugleich meine Billigung eines bestimmten Verhaltens zum Ausdruck bringen. Wann immer es um Schimpansen geht, sehen sie in mir einen Fan brutaler Männlichkeit und Stärke – als ob ich wollte, dass meine eigenen Geschlechtsgenossen sich so verhielten! Präsentiere ich ihnen hingegen das Sozialleben der Bonobos, so unterstellen mir meine Zuhörer, ich würde auf Erotik und weibliche Kontrolle

abfahren. Tatsächlich mag ich Bonobos und Schimpansen gleichermaßen und finde sie gleichermaßen faszinierend. Wir können bei ihnen unterschiedliche Seiten menschlichen Verhaltens beobachten. Von beiden Arten tragen wir etwas in uns, doch außerdem haben wir über mehrere Jahrmillionen unsere eigenen, spezifischen Eigenschaften entwickelt.

Ein bezeichnendes Erlebnis hatte ich bereits zu Beginn meiner Laufbahn, als ich die Schimpansen im Burgers Zoo erforschte und Vorträge über sie hielt. Diese Vorträge wurden von den unterschiedlichsten Gruppierungen gebucht, ich sprach vor Angehörigen der Bäcker Gilde und der Polizeischule, vor Lehrkräften und Kindern. Allen gefiel, was ich zu erzählen hatte, bis ich eines Tages vor einer Gruppe von Anwältinnen stand. Mit dem, was sie von mir hörten, zeigten sie sich ganz und gar nicht einverstanden, sie gingen sogar so weit, mich als »sexistisch« zu bezeichnen, ein Vorwurf, der neuerdings in aller Munde war. Doch wie kamen sie darauf, hatte ich doch kein einziges Wort über menschliches Verhalten verloren?

Ich hatte beschrieben, wie sich männliche und weibliche Schimpansen unterscheiden. Männliche Schimpansen bringen ihren Machtanspruch mit spektakulärem Imponiergehabe zum Ausdruck. Sie sind hervorragende Strategen, die immer ihren nächsten Schachzug im Blick haben. Die Schimpansinnen hingegen verbringen den größten Teil ihrer Zeit miteinander und mit gegenseitiger Fellpflege. Ihr Lebensmittelpunkt sind soziale Beziehungen und Familie. Stolz zeigte ich Fotos vom jüngsten Babyboom in unserer Kolonie. Aber meine Zuhörerinnen waren nicht in der Stimmung, sich für Schimpansenbabys zu begeistern.

Später wollten die Anwältinnen wissen, wie ich mir so sicher sein könne, dass bei den Schimpansen das männliche Geschlecht dominant sei. Wieso konnte es nicht andersherum sein? Vielleicht hätte ich nur noch nicht verstanden, was Dominanz ausmacht? Ich hätte zwar angeblich beobachtet, dass die männlichen Schimpansen aus Kämpfen als Sieger hervorgingen, aber vielleicht hätten den wahren

Sieg die Schimpansinnen davongetragen? Tausende Stunden hatte ich bei diesen Menschenaffen verbracht, hatte sie tagein, tagaus beobachtet, und hier korrigierten mich nun Menschen, die nur mühsam einen Schimpansen von einem Gorilla unterscheiden konnten. Zu den Spezialisten meines Forschungsgebiets zählen reichlich Frauen, und doch habe ich noch nie erlebt, dass jemand die Schimpansengesellschaft als *nicht* männlich dominiert beschrieben hätte. Wohlgermerkt, wir sprechen hier lediglich von körperlicher Überlegenheit – eine zwar enge Sicht, aber sie ist von Bedeutung. Männliche Schimpansen sind deutlich schwerer als weibliche, mit den muskulösen Armen und dem kräftigen Schultergürtel und Nacken eines Bodybuilders. Anders als ihr weibliches Pendant sind sie zudem mit langen Eckzähnen ausgestattet, die den Reißzähnen eines Leoparden kaum nachstehen. Die ihnen hoffnungslos unterlegenen Schimpansenfrauen haben nur dann eine Chance gegen sie, wenn sie sich untereinander verbünden.

Als wir später am Tag die Schimpanseninsel besuchten, konnten die Anwältinnen mit eigenen Augen mehrere Begebenheiten beobachten, die meine Aussage bestätigten. Daraufhin beruhigten sie sich zwar halbwegs, ihre Laune aber verbesserte sich nicht.

Jahre später, als ich mit Bonobos arbeitete und nun zu dieser Spezies Vorträge hielt, erlebte ich das genaue Gegenteil. Schimpansen und Bonobos sind Menschenaffen, beide Arten stehen uns genetisch extrem nah, aber in ihrem Verhalten weisen sie erstaunliche Unterschiede auf. Die Schimpansengemeinschaft ist aggressiv und territorial und dabei männlich dominiert. Bonobos sind friedlich, sie lieben Sex und sind weiblich dominiert. Größer könnte der Gegensatz zwischen zwei Menschenaffenarten kaum sein. Die Bonobos strafen die Vorstellung Lügen, dass alles, was wir über unsere nächsten Verwandten erfahren können, zwangsläufig unsere Genderstereotype verstärken müsse. Meinen ersten populärwissenschaftlichen Artikel über Bonobos, denen ich selbst den Spitznamen der »Make love, not war«-Spezies verpasst habe, eröffnete ich mit dem Satz: »Zu dieser

Zeitenwende, da Frauen nachdrücklich die Gleichberechtigung fordern, beschenken die Naturwissenschaften der Frauenrechtsbewegung ein verspätetes Geschenk.« Das war 1995.¹⁷

Das Publikum liebt Bonobos. Es beklatscht sie als Hoffnungsschimmer in einer Zeit, da die Erkenntnisse der Biologie als düster empfunden werden. Die Schriftstellerin Alice Walker widmete ihren Roman *Das Lächeln der Vergebung* den Bonobos als unseren »reizen den Vettern«, und die *New York Times*-Kolumnistin Maureen Dowd mischte einmal eine Lobeshymne auf das egalitäre Ethos der Bonobos in einen politischen Kommentar. Ihrem Dominanzverhalten mit umgekehrten Vorzeichen und ihrem unglaublich vielfältigen Sexleben verdanken die Bonobos die Bezeichnung »politisch korrekte Menschenaffen«. Sex findet bei ihnen nicht nur gemischtgeschlechtlich, sondern in sämtlichen Partnerkonstellationen statt. Aber auch wenn ich noch so gern von unserer Hippie-Verwandtschaft erzähle – Wunschdenken sollte entwicklungsgeschichtliche Vergleiche nicht beeinflussen. Wir können keine Streifzüge durch die Tierwelt unternehmen und uns dabei ausschließlich jene Spezies herauspicken, die uns am besten gefallen.

Wenn es schon zwei Menschenaffenspezies gibt, die uns gleichermaßen nahestehen, dann sind sie auch gleichermaßen relevant für alle Überlegungen, die wir bezüglich menschlicher Geschlechterverhältnisse anstellen. Auch wenn die Schimpansen der Wissenschaft länger bekannt und daher besser erforscht sind, richte ich in diesem Buch mein Augenmerk auf beide Arten. Anderen, uns weniger nahestehenden Primaten, wie den Meerkatzenverwandten, werde ich weniger Raum geben.

Beim Thema gendertypische Unterschiede kochen die Emotionen hoch, es prallen Überzeugungen mit einer Vehemenz aufeinander, wie wir es aus der Tierforschung nicht kennen. Die Primatologie legt es darauf an, nicht zu urteilen. Das gelingt nicht immer, aber wir würden nie ein bestimmtes Verhalten als richtig oder falsch bezeich-

nen. Natürlich interpretieren wir Verhalten, dies ist Teil unserer Arbeit; wir würden jedoch niemals das Verhalten eines männlichen Tiers als *abscheulich* bezeichnen oder die weiblichen Tiere einer Art als *gemein*. Verhalten ist Verhalten. Diese Herangehensweise hat eine lange Tradition in der Naturforschung. Wenn das Männchen der Gottesanbeterin während der Paarung im wahrsten Sinne des Wortes seinen Kopf verliert, macht niemand dem Weibchen einen Vorwurf. Ebenso wenig urteilen wir über den männlichen Nashornvogel, der seinem Weibchen Lehmklumpen bringt, mit denen dieses sich für die nächsten Wochen in der Nisthöhle einmauert. Wir fragen uns lediglich, warum die Natur zu solchen Mitteln greift.

Mit demselben Blick betrachten wir Primatologen die menschliche Gesellschaft. Es interessiert uns nicht, ob ein Verhalten wünschenswert ist; wir beschreiben es lediglich so akkurat wie möglich. Es ist ein wenig wie in Myles Morrisons Ulk-Video über die Paarungsrituale unserer Spezies. Die Filmaufnahmen biertrinkender Studenten in einer kanadischen Bar sind mit Kommentaren des fernsehbekannten britischen Naturforschers David Attenborough unterlegt, der in ruhigem Tonfall erzählt: »Weiblicher Duft liegt schwer in der Luft [...]. Jeder der Konkurrenten bemüht sich, seine Kraft und Geschicklichkeit unter Beweis zu stellen.« Am Ende sieht man den »Sieger« im Bett mit einer der Frauen, die ab nun die Führung übernimmt.¹⁸

Ist das sexistisch? Nur, wenn man der Überzeugung ist, dass jegliche Anspielung auf typisches Sexualverhalten einer politischen Meinungsäußerung gleichkommt. Wir leben in einer Zeit, in der manche Leute systematisch die Unterschiede zwischen den Geschlechtern aufbauschen, als wäre alles davon beherrscht, während andere wiederum sämtliche Unterschiede auszuradieren versuchen, indem sie sie als bedeutungslos hinstellen. Die erste Gruppe stürzt sich auf winzige Abweichungen beim räumlichen Gedächtnis, im moralischen Denken oder worin auch immer und übertreibt alles maßlos. Häufig werden die daraus gezogenen Schlüsse von den Medien noch übersteigert, bis sich eine Differenz von wenigen Prozentpunkten in ein

Schwarz-Weiß-Bild verwandelt. Männer und Frauen sind sogar als Wesen unterschiedlicher Planeten hingestellt worden. Die anderen tun das genaue Gegenteil: Jede Aussage über einen Unterschied zwischen den Geschlechtern kommt bei ihnen in den Weichspülgang. »Das trifft aber nicht auf alle zu«, argumentieren sie, oder: »Das ist aber umweltbedingt!« Ihr Schlagwort lautet *Sozialisierung*, im Sinne von »Männer sind auf Konkurrenzverhalten hin sozialisiert« oder »Frauen werden für Care-Arbeit sozialisiert«. Sie beanspruchen für sich zu wissen, wie Verhaltensunterschiede zustande kommen und dass diese definitiv nichts mit Biologie zu tun haben.

Schon früh vertrat die amerikanische Philosophin Judith Butler diese zweite Position; für sie sind »männlich« und »weiblich« reine Konstrukte. In einem richtungsweisenden Artikel schrieb sie 1988: »[Da] die Geschlechterzugehörigkeit keine Tatsache ist, erschaffen die verschiedenen Akte der Geschlechterzugehörigkeit die Idee der Geschlechterzugehörigkeit, und ohne diese Akte gäbe es eine Geschlechterzugehörigkeit überhaupt nicht.«¹⁹ Dieser extremen Position kann ich nicht zustimmen. Dennoch halte ich das Konzept des sozialen Geschlechts – *Gender* – für hilfreich. In jeder Kultur gelten für die biologischen Geschlechter unterschiedliche Normen, Gewohnheiten und Rollen. *Gender* bezieht sich auf die übernommenen Schablonen, die aus einem biologisch weiblichen Wesen eine Frau und aus einem biologisch männlichen Wesen einen Mann machen. Dass wir durch und durch kulturell geprägt sind, ist eine Tatsache. Und ich würde sogar so weit gehen zu behaupten, dass wir womöglich nicht die einzigen Primaten sind, auf die sich das Konzept des sozialen Geschlechts anwenden lässt. Menschenaffen sind mit etwa sechzehn Jahren erwachsen; bis dahin haben sie reichlich Zeit, von anderen zu lernen. Sollte das ihr geschlechtsspezifisches Verhalten beeinflussen, sollten wir auch in ihrem Fall von *Gender* sprechen.

Der Begriff *Gender* deckt darüber hinaus Identitäten ab, die nicht dem biologischen Geschlecht entsprechen, wie im Fall von transidenten Frauen und Männern (bzw. Transfrauen und Transmänner).